

# Jungfer Therese

Erzählung von Heinrich Federer

(Schluß)

Johannes ist zäher als man glaubt. Er rang sich fast allein bis zur Kutsche hinauf und, als er ins Postkar fühl, schloß er die Augen immer noch nicht und saß nicht in Schlaf oder in dunkler Ohnmacht, sondern suchte dankbar das Gesicht Theresens in der Dunkelheit zu erkennen. Aber er sah nur etwas Holzgerodes, Zieles, wie einen Felsen neben sich, und Doktor Allwirth zeigte nur seinen breiten, johlenden Rücken vom Hofhof her. Aber wenn es vom Himmel züngelte, dann merkte er im grellen, hurtigen Blislicht, daß Therese noch das gleiche stramme Gesicht hochhielt, jetzt in den hundertjährigen und trachenden Himmel, wie sonst in die kleineren Unebenheiten unseres Erdkügelchens, diese außerordentliche unvergleichliche, diesseits und jenseits der Alpen mächtige Jungfer Therese.

Sie wachte ihn schlafend und erzählte in ihrer ungeheuren Nachsichtigkeit dem Doktor mit Wind und Regen überhörender Gewalt, wie der Mediziner ihr nach langem, stürmischem Lärmen endlich die Haustür aufmachte, wie er sich wehrte und spreizte, wie sie mit dem Bischof und fogar mit dem Papst zu Rom drohte, von einem zum andern würde sie ihn verlegen gehen, und wie sie dann die Bankheine hinlegte, fünfmal einen großen, schönen Tausender, fast all ihr Spargeld. Das war ihr letzter Trumpf. Und als er die Papiersehe sah, da zitterte der Mediziner wie ein Baum, der durch und durch getroffen ist und im Ruhsinken muß. Ja, über diese elenden fünf Papiersehe ist der große Schwäger gefallen. Er steckte sie hurtig ein und sprach: „Gut, schickt morgen einen Wagen und holt das Zeug! Meinemwegen schon heute nacht!“

Aber sie wollte das schriftlich von ihm haben. Und dreimal, wie er sich auch drehte und wand, mußte er den Fettel neu verfassen, daß er alle fünftausend Franken zurückgeben müsse, wenn er je eine Silbe vom Manuskript lo oder so verlautes lasse. Auch das Manuskript des Kaplans mußte er ihr sozgleich ausshändigen. Sie hielt ihn fest in der Schraube, bis alles im Reinen war, und mit Schlangen muß man tun wie eine Schlange.

Dann schickte sie den Doktor aus dem Bett. Denn sie war dem Kaplan auf der ganzen Strecke nirgends begegnet. Er mußte also die Abführung gemacht haben. — Bei solcher Nacht! Und kam nun im Tadel nicht weiter und war in Gefahr! Der Doktor mußte darum mit dem Wägelchen die Straße befahren, sie aber ging schweigend und schweigend die Wildnis hinunter und jenseits hinauf. Und da haben wir ihn! — Aber wahrhaft, nun nie eine Abführung mehr!

„Nein, niemals!“ flüsterte Johannes.

Er fühlte sich unfählich wohl in dieser lieben Kutsche da. Aber, darnach im warmen Bett seines Zimmers würde er auf einmal die schweren Jähnte der letzten Tage am ganzen Leibe. Jetzt erst wickelten Frost und Nive durch sein Fleisch und Gebein. Allwirth hatte mit stuger Offenheit nach der Unternehmung: „Aber du hast eine schwere Bronchitis und eine noch schwerere Pneumonie.“ Und es kam an die Lunge gehen — wenn wir nicht wieder aufpassen. Aber wir passen auf nicht mehr!

„Na, Herr, ich will wieder aufpassen“, lispelt Johannes aus den Ziebern.

Darauf wurde er von einem heißen Widel in den anderen geschlagen, die ganze Nacht und am nächsten Vormittag auch noch. Dann gab es eine kleine Pause. Die Däme war gekümmert, das Trüden und Stechen in den Seiten hatte nachgelassen, aber Johannes fühlte sich zu Tode matt. Um die Vesperzeit schlummerte er zum erstenmal leicht ein.

Doch da weckt ihn ein Lärm. Er hört ein großes, lautes Röll vom Dorf herauf. Die Blechmusik spielt mit zündend hellen Trompeten einen Perademarsch. Und das Summen

und Rauschen wächst. Und hoch, da fällt der Holzstoppel auf die Turndiele. Ah, die große Glocke hängt an zu brummen. Und alle anderen Glocken spielen ringsum, wie mit einer mächtigen Mächtigkeiten. Das ist der Einzug des Pfarrers. Um diese Zeit kann er von der Station sein. Willkommen, willkommen, lieber Pfarrer. Wie froh bin ich, daß der Vater wieder da ist. Der Bub hat's allein nicht machen können. Er ist ungebärdig geworden, hat sich übernommen und ist gestürzt. Regiere jetzt du wieder! O ich will gern folgen, hundertmal lieber, als noch einmal wie ein Tor regieren. . . .

„Gott, welch ein Geföhl! Jetzt ist der Pfarrer auf dem Platz. Janob, und ihm zur Kirche zu führen, die treue . . . und der Verweiser, der liebe, . . . und alles Volk. Und ich allein bin nicht dabei. Das ist die Strafe. . . . O wie schön wäre es gewesen, den greisen Mann zu holen und ihn durchs jubelnde Dorf, vor allem durch die lachenden Kinder hinauf zur Kirche zu führen, und ihm die Materien zu zeigen, die nun glücklich beendigt sind, und ihm zu sagen: Nun geben Sie uns den Segen! Wie einst bei seinem Einzug der Pfarrer zu ihm sagte. — O wie hart ist es, hier im Bett zu liegen!“

Jetzt wird es still auf dem Platz, sie sind in der Kirche. Unklar und verworren dringt die Orgelmusik bis ins Kaplanzimmer. Jetzt sieht der Pfarrer wieder die ganze Herde beisammen. Wie hat er darauf die Stunden gezählt! Jetzt stimmt er an: Großer Gott wir loben dich! . . .

„Gott, hord! Sie das brant, wie das stürmt! Keine Orgel hört man mehr. Genau wie damals, als ich einzog!“

Dem Kaplan ist es, er sonag erht heute an, Seeforger zu werden. Heute sei sein erster Tag. Das Vergangene sei ein miktatener Versuch gewesen. Aber jetzt weiß er, wie man es macht. Auf dem geraden Wege! Auf dem Wege der tüchtigen Vorgänger. Nicht auf Abfingungen, nie mehr auf diesen heillosen Abfingungen!

Nun schweigen auch Gesang und Orgel drüben in der Kirche. Eine Zumbel klingelt. Das ist der Segen, der erste Segen des Pfarrers in seiner Heimat.

Johannes stützt sich in den Kissen auf und macht ein großes Kreuz über sich. Ah, sieh da, er ist ja nicht allein. Am Gesimse steht Ottilie und lauscht auf jeden fernem Ton. Sie weint leise. So ist das ganze Ding nun einmal meinen und immer weinen, vor Angst, vor Freude, vor Hoffnung, vor Leid, beim Wiedersehen und beim Abschied, bei einem harten Wort und bei einem lieblichen Gebet, bei einer starken Predigt und bei einem süßen Musikstücken, weinen, das ist ihr Reden, ihr Ja und Nein.

„Gern wäre sie auch jetzt dort drüben, beim ersten Pfarrfeindergang mitgrühend dabei! Aber nein, vorerit gehört Therese ans Zeit. Nein, sie lieh es sich nicht nehmen, hier beim Kaplan zu wachen, auf daß Jungfer Therese zur Station mitkommen einfallen. Da sieht er das Gewirr der vielen Türme und Giebelbäcker vor sich, wie es sich vom Rhein aus darbietet, die Fläche des ziehenden Stromes selbst, die winkligen Gäßchen in der Gegend um das Rathaus herum, aus denen jäh die gewaltigen Domtürme emporspringen; an die Dobeitrate denkt er, mit ihrem Menschengewühl und den bunten Läden und ganz gewiß auch an den guten alten Neumarkt, auf dem alljährlich der Karnevalszug sich verjammelt, um unter Jubel, Musik und Paukenschlag durch die all zu engen Straßen der Festungsstadt sich hindurchzuwinden.“

Wenn uns so ein alter Kölner im Kreis der Freunde von diesen Büchern seiner Kindheit berichtet, dann mögen manche, die „moderne“ Städte entstammen, wohl verächtlich die Nase rümpfen, weil der „alte Kram“ und die Tradition eben nicht sehr hoch in Kurs stehen. Aber dann wird gewiß der Kölner, der sich nicht verblüffen läßt, schleunigst einpringen und den erstaunten Zuhörern nachweisen, daß Köln trotz seiner fast zweitausendjähri-

oder schon hier niederknien und warten oder am Staplaneibett stehen, was soll sie? Was soll sie auch machen? —

„Nehmen vernimmt man hier oben sehr deutlich ein lautes Pfi! pit! aus allem Gewoge wie einen Pfeil schwirren. Und dieses Pfi! pflanzt sich fort wie ein Wind über hundert spitze Giebel. Alles macht St, ist! — Und der Kaplan hört die warme, tiefe Stimme des Pfarrers sagen: „Seid ruhig, unser hochwürdiger Herr Kaplan ist schwer erkrankt!“

Da ist es plötzlich totentill. — Welch gute Leute! Schon wird es naß in Johannes grauen Augen. Jetzt trachten ein paar Schritte die Stiegen herauf, zwei Türen gehen auf und zu. Der Pfarrer schreitet herein, hinter ihm Therese. Der Verweiser leise zuleht.

„Griß! Gott, mein lieber, lieber Kaplan!“ rücht der weißhaarige Mann und drückt dem stranken die Hände zwei- und dreimal und blüht ihn lange froh und wehe an.

Johannes will aufstehen, aber es geht nicht. Er will reden, das ist ganz unmöglich. Er reicht nur die Hand und läßt das reiche, linde Wasser aus den Augen rinnen.

„Ich habe Ihnen eine tüchtige Medizin aus Rom mitgebracht . . . nicht bloß den Segen vom Heiligen Vater . . . noch etwas anderes . . .“ — Der Pfarrer wickelte ein Pergamentpapier auf und ein gepresster Olivenzweig kam hervor.

„Das Läubchen da hob' ich vom Grab des Torquato Tasso gepflückt. . . . Sie sind ja auch ein Dichter. Das macht Ihnen wohl Freude, nicht?“

Er legte das Ästchen aufs Bett des wortlosen, still weinenden Kaplans. — Das also war der verbannte und veräuerte Provinzpfarrer!

„Und wenn Sie wieder gesund sind, so dichten Sie uns auch so ein Tassoliedchen, nicht wahr? . . . So etwas von einem kleinen besetzten Jerusalem. Neben pad's ja einmal und macht ihn krank und gefangen und bringt sein kleines Städtchen in Angst und Bangen . . . und jeder haut's durch mit dem lieben Gott und . . . mit so einer gewaltigen Gelferin!“ — Cyrillus zeigte auf Jungfer Therese, deren Wille blühte vor Mut und Lust, auch noch dieses zweite Jerusalem zu befreien.

„Herr Pfarrer, es geht schon ein wenig besser“, warf sie ein, während sie mit Wohlgefallen ihren neuen Patienten betrachtete, „das Fieber ist beinahe verschwunden, der Puls geht regelmäßig und . . .“ fügte sie lächelnd mehr darüber hinaus zu. „auch der Nervus constrictus.“

„Ist tot!“ lispelte Johannes mit großer Anstrengung.

Der Pfarrer ging auf so ein gutes Bulletin hin ans Fenster und rief hinunter: „Liebe Leute, unser Kaplan geht es schon besser. So zieht ruhig nach Hause und sagt euren Kleinen beim Nachtgebetein, daß sie ihm eines ihrer hübschen,

unschuldigen Vaterunser schenken!“

„Es geht besser! — Bravo! — Recht so!“ schreit es unten hin und wieder. „Herr Kaplan, recht gute Besserung!“ ruft einer. Diese Stimme! — das ist der Biße im Schulrat.

„Gute Besserung!“ brüllt jetzt ein Haufen wilder Buben. Da zwischen ein großes zufriedenes Volksbrummen und ein paar Warner: „Pfi! Nicht so laut! — Gute, gute Besserung!“

„Sehen Sie, welch ein liebes Volk, da muß man ja gesund werden“, spricht der Pfarrer in die Kammer hinein. Dann winkt er aber mit der Hand übers Gesimse hinaus und lächelt so schelmisch, wie es nur rosbadige, greife, behagliche Pfarrherren vermögen.

Da hängt es an, unten an der Pfarrkirche, damit es nicht so laut wird und etwa zu stark aufregt: die Blechmusik spielt!

Es ist eine alte Radweiser Weise. Schon die Urgründer mußten nicht, woher sie stamme, nur daß sie hier noch allein daheim ist. Sonst kennt sie kein Dorf und kein Gemeindevolk, und der Radweiser Organist hütet die vergilbte Partitur wie ein Drache, ich kann's nicht anders sagen. Diese Melodie! Nicht Jodel, nicht Tanz, nicht Marsch und doch von allem etwas und Klingt immer feiertäglich. Am Gallustag und am eidgenössischen Vettag und an Datern, wenn man endlich wieder die Glocken läuten darf, spielt man diese seltsame Weise. Seit geschicht's als großartige, ehrende Ausnahme. Man möchte sagen, es sei halb Volkslied, halb Psalm, warum man das Stück in der Kirche spielen kann, aber auch auf dem Schießplatz und an der Dorfsilbi. Es wagt jetzt auch sehr gut vor die Fenster eines schwerkranken Kaplans.

„Alles, was Ohren hat, drinnen im Haus und auf der Gasse, horcht auf die alte, milde Musik. Der Kaplan faltet die Hände. Ihm ist's Gebet. Aber Therese lächelt ihn durch ihre gewaltigen Giebel mit einer sonderbaren Bosheit an. Hat sie am Ende auch das noch eingefädelt.“

Da fällt dem Johannes ein, wie er so oft gesagt hat, seine schönste, irdische Eitelkeit wäre, wenn man ihm einmal nach einem besonders glorreichen Streich Musik machen würde, so wie man dem Bischof in seiner Pfalz oder dem Bundespräsidenten vor dem Palast zu Bern oder einem General mit großen, tapferen Karben auf Holz und Blech ein Spiel aufführt. Wenn man ihm das täte, dann hätte er nichts Zerfallenes mehr darüber hinaus zu wünschen. Und jetzt machen sie ihm wahrhaftig so eine Musik. Jetzt schon! Auf was denn? — Auf das Drus etwa?

Er nickt Theresen ernst zu und flüstert: „Ich will sie verdienen, die Ehrenmusik da unten!“

Er lauschte und lauscht und schläft allmählich vor freudiger Müdigkeit

(Fortsetzung auf Seite 3)

## Köln

Seltam. — wer eine Weile fern von Köln lebt und sich an die Vaterstadt zurückzuerinnern möchte, dem wird, mag er nun in der Reuestadt oder in der Altstadt genohnt haben, meist zuerst das „alte“ Köln einfallen. Da sieht er das Gewirr der vielen Türme und Giebelbäcker vor sich, wie es sich vom Rhein aus darbietet, die Fläche des ziehenden Stromes selbst, die winkligen Gäßchen in der Gegend um das Rathaus herum, aus denen jäh die gewaltigen Domtürme emporspringen; an die Dobeitrate denkt er, mit ihrem Menschengewühl und den bunten Läden und ganz gewiß auch an den guten alten Neumarkt, auf dem alljährlich der Karnevalszug sich verjammelt, um unter Jubel, Musik und Paukenschlag durch die all zu engen Straßen der Festungsstadt sich hindurchzuwinden.

Wenn uns so ein alter Kölner im Kreis der Freunde von diesen Büchern seiner Kindheit berichtet, dann mögen manche, die „moderne“ Städte entstammen, wohl verächtlich die Nase rümpfen, weil der „alte Kram“ und die Tradition eben nicht sehr hoch in Kurs stehen. Aber dann wird gewiß der Kölner, der sich nicht verblüffen läßt, schleunigst einpringen und den erstaunten Zuhörern nachweisen, daß Köln trotz seiner fast zweitausendjähri-

gen Geschichte keinen Dornröschenschlaf pflegt, sondern daß es wach und bewußt mit der Zeit gegangen ist.

Fangen wir einmal mit dem Rhein an, der ja nun doch einmal das Herz der Stadt und die große Liebe eines jeden richtigen Kölners ist. Vier Brücken führen heute über den Strom; die Sobenzollenerbrücke und die Südbribe, vom Seumarkt aus die Kängbrücke, deren prächtiger Bogenschwung von d. Giergenstraße aus hinreichend wirkt. Und als vierte Brücke ist die Kölner Mülheimer in vergangenen Jahren fertig geworden; sie spannt sich an Stelle der früheren Mülheimer Schiffsbrücke und stellt, ganz ohne Strompfeiler, die weiteste Kabelspannung über einen europäischen Strom dar.

Von wichtigen Einzelbauten, die in den letzten Jahren entstanden, sei das Hochhaus am Sanierung ermäßig manche, die „moderne“ Städte entstammen, wohl verächtlich die Nase rümpfen, weil der „alte Kram“ und die Tradition eben nicht sehr hoch in Kurs stehen. Aber dann wird gewiß der Kölner, der sich nicht verblüffen läßt, schleunigst einpringen und den erstaunten Zuhörern nachweisen, daß Köln trotz seiner fast zweitausendjähri-

Gerade die Tatsache, daß diese neuen Ausstellungs- und Parkanlagen nicht außerhalb der Stadt, sondern inmitten ihres Verkehrs und ihres Lebens errichtet werden konnten, macht sicher einen Teil ihrer Beliebtheit beim Publikum aus. Man fühlt sich unmittelbar vom Geist der Zeit angegriffen, wenn man so aus der stillen Perspektive dem Hin und Her der Jüge auf der Brücke, der Schiffe auf dem Ströme folgt. (Wer sollte übrigens vermuten, daß die Begänge, die der Rhein innerhalb des Kölner Stadtgebietes durchfließt, nicht weniger als 32 Kilometer beträgt, also annähernd 8 gute Stunden Gehzeit für einen tüchtigen Fußgänger?)

Der Schiffsverkehr auf dem Rheine nimmt von Jahr zu Jahr zu. Aber weiß man, daß auch der Eisenbahnverkehr in Köln fast unverhältnismäßig groß ist? Den größten Schnellzugsverkehr in Deutschland hat nicht etwa, wie man denken sollte, Berlin, sondern Köln, der Knotenpunkt vieler Reisewege. Auch der Kölner Flughafen ist von weitestlicher Bedeutung.

Daß Kölns Schulwesen auf der Höhe ist, dürfte bekannt sein. Weniger bekannt ist wohl, daß Köln die erste preußische Stadt war, die ein Mädchengymnasium besaß, das vor nunmehr 26 Jahren zunächst aus privaten Mitteln gegründet, vor etwa 20 Jahren von der Stadtverwaltung übernommen wurde.

Aus der Kölner Kunstgewerbeschule hat sich seit einigen Jahren der aus dem Werkstättenprinzip beruhende Organismus der Kölner Werkschulen entwickelt, in dem unter Leitung bedeutender Künstler für eine gebiegene, funktionsdienliche Ausbildung begabter junger Leute gesorgt wird. Ein sehr konsequent durchorganisiertes Berufsschul- und Fachschulwesen fördert auch sonst die Begabung in kaufmännischen, technischen und gewerblichen Berufen.

Das Konservatorium der Musik ist zu einer staatlichen Hochschule für Musik geworden; daneben besteht die Rheinische Musikschule als städtisches Unternehmen, das die Berufsausbildung zur Musik pflegt.

Die mächtigste Entwicklung in diesem Sinne nahm aber die Handelshochschule. Aus ihr und der ebenfalls schon bestehenden Akademie für praktische Medizin erstand nach Kriegsende durch das Bestreben der Kölner Stadtverwaltung eine regelrechte Universität, die zunächst nur eine wirtschaftliche und sozialwissenschaftliche sowie eine medizinische Fakultät umfaßte. Seit 1920 besteht aber auch eine rechtswissenschaftliche und eine philosophische Fakultät; und der Besuch der Universität mit über 6000 Studenten, darunter etwa 2000 Kölnern, ist so unerwartet stark geworden, daß ein umfassender Neubau nötig wurde, zu dem bereits der Grundstein gelegt wurde.

Köln regt sich, Köln wächst. Und seine Stadtverwaltung sorgt dafür, daß alle Teile gleichmäßig entwickelt werden und ohne Einengung sich entfalten. So trägt man neben der Pflege der ständigen Einrichtungen auch Sorge für wechselnde Veranstaltungen. Seit 1924 ist Köln Mesfestadt. In den Gebäuden des Rheinparks finden halbjährlich Frühjahrs- und Herbstfesten statt, in denen vor allem Textilien u. Möbel, doch auch manche andere Handelszweige vertreten sind und die sich bei der Geschäftswelt recht gut eingebürgert haben. Auch die Gastwirts- und Funkfesten, die Messen, die landwirtschaftlichen Ausstellungen ziehen viele Interessenten heran.

Nein, Köln ist nicht stehen geblieben, nicht rückständig geworden, trotzdem es eine alte Stadt ist. Denn vielleicht gerade deswegen. Ober eben der starke Geist seiner kulturellen und wirtschaftlichen Lieberlieferung ist es ja wohl gewesen, der den Kölner Bürgern und ihrem weitshauenden, katenfrohen Führer, dem Oberbürgermeister Dr. Adenauer, den Blick geweitet hat für die Forderungen aus einer neuen und anders gearteten Zeit. Das stolze Bewußtsein, ein großes Erbe verwaltet zu müssen, hat den Willen geformt und den Unternehmungsgestalt befestigt; so vermochte Köln, wie wenige Städte außer ihm, altes Kulturgut zu erhalten, und trotzdem mit allen Gliedern machtvoll hineinzuwachsen in eine neue Zeit.

Dr. Luise Strauß-Erfst.